

NEOLOGISMUS

AUSGABE 12/2014



Foto: christmastockimages.com (CC-BY-3.0)

Ins neue Jahr – S. 10



Foto: Danielle Piechham – flickr.com (CC-BY-NC-SA 3.0)

So comes snow after fire ... – S. 4



Foto: Jannik Buhr

There and Back Again – S. 8

Inhaltsverzeichnis

1	POLITIK UND GESELLSCHAFT	
	»GEZ abschaffen!«	3
2	FEUILLETON	
	So comes snow after fire, and even dragons have their endings	4
3	LEBEN	
	There and Back again, Teil 6: Weihnachten im Sommer und andere Absurditäten	8
	Ins neue Jahr	10
4	KREATIV	
	Leittöne	12
	Winter	13
	Daso, Desdaso und Wesdaso	13

Chefredakteur:
Florian Kranhold

Layout:
Tobias Gerber, Florian Kranhold
Erstellt mit L^AT_EX

Logo:
Michael Thies

Autoren:
Lukas Heimann, Marc Zerwas, Charlotte Mertz, Jannik Buhr, Florian Kranhold

Gastautoren:
Jana Willemsen

Redaktionsanschrift:
Florian Kranhold
Rottenburger Straße 8
72070 Tübingen

Kontakt:
neologismus-magazin.de
facebook.com/neologismus-magazin
info@neologismus-magazin.de
Die gedruckten Artikel geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder. Änderungen der eingereichten Artikel behalten wir uns vor. Trotz sorg-

fältiger Prüfung übernehmen wir keine Haftung für die Richtigkeit der abgedruckten Veröffentlichungen.

Der NEOLOGISMUS steht unter einer *Creative Commons*-Lizenz: CC BY-NC-SA 3.0 (Namensnennung, Nichtkommerziell, Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz, creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/). Zur Verwendung enthaltener Inhalte, die nicht durch diese Lizenz abgedeckt wird, nehmen Sie bitte Kontakt zu uns auf.

Veröffentlicht am 8. Januar 2015.

POLITIK UND GESELLSCHAFT

»GEZ abschaffen!«

Oder: Warum wir „Staatspropaganda“ brauchen

VON LUKAS HEIMANN

Es sind die unterschiedlichsten Menschen, die die Abschaffung der GEZ und damit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks fordern: Ein älterer (ich glaube Philosophie-)Professor, der vor drei Monaten in einem Flugblatt darauf aufmerksam gemacht hat, er habe gar keinen Fernseher, weil Fernsehen ja eh Schwachsinn sei, und deshalb sollte er auch keine GEZ zahlen müssen (gespickt mit einem Hitler-Vergleich). Verschwörungstheoretiker mit Facebook-Seiten, die sagen, die Rundfunkgebühren seien eine hochgradig illegale Abgabe, aber was solle man denn anderes erwarten, wenn die BRD sowieso eine GmbH mit Sitz in Frankfurt a.M. ist. Und erst kürzlich ein netter Herr auf einer Pegida-Demonstration, der prominent sein Schild zur Abschaffung der Staatspropaganda in die Kamera hält.

Auf die Gefahr hin, hier vieles in einen Topf zu schmeißen und grauenhaft zu verallgemeinern: Man ist sich scheinbar auf einem breiten Spektrum relativ einig, dass unser Rundfunksystem so nicht funktionieren darf: Es ist ungerecht, unsozial und verfassungswidrig, die öffentlich-rechtlichen Sender sind staatlich gesteuert und gehören abgeschafft.

Ja...Naja. Nein. Also irgendwie komme ich nicht umher, dass für ein bisschen – sagen wir – übereifrig zu halten. Und das aus vielerlei Sicht.

Zum einen empfehle ich mal jedem Staatsrundfunkgegner, eine Ausgabe der *Tagesthemen* oder des *Heute Journals* neben die am gleichen Tag erschienene Ausgabe *Pro7 Newstime* zu legen. Oder mal ein

bisschen *n-tv* zu gucken. Damit will ich keinesfalls die Sinnhaftigkeit dieser Programme in Frage stellen, aber den beiden letzteren fehlt oft eine gewisse Tiefe in ihren journalistischen Beiträgen.

Was wäre neben deutschen Privatsendern sonst noch eine Alternative zur „Staatspropaganda“? Wie die *Heute-Show* eindrucksvoll auf einer Pegida-Demonstration gezeigt hat, zum Beispiel *Russia Today deutsch*. Und dass dieser Sender nun explizit nicht staatlich ist, kann ja wohl jeder bestätigen! Immerhin: Man kann argumentieren, dass russische Medien westlichem Handeln eher kritisch gegenüberstehen als es westliche Medien tun. Dennoch handelt es sich wieder auch um Propaganda.

Nachdem man Fernsehen ja scheinbar nicht trauen kann, bliebe auch noch die deutsche Presse. Wenn man manchen Pegida-Demonstranten glaubt, ist die zwar auch „gleichgeschaltet“, aber zumindest mein Flugblatt-Professor vom Anfang hatte da noch Vertrauen in Qualitätsjournalismus. Und egal für wie wichtig ich Presse für eine differenzierte Meinungsbildung halte, ich will mir nicht jeden Morgen den gesamten Nachrichtenüberblick aus 30 mit kleiner Schrift bedruckten Seiten zusammensuchen. Ich will, dass mir beim Frühstück jemand eine halbe Stunde erklärt, was gerade aktuell ist. Und das kann eben nur Rundfunk.

Meiner Meinung nach kommt man also um guten öffentlich-rechtlichen Rundfunk nicht herum. Nun kann man natürlich die aktuelle Umsetzung kritisieren; dass Politiker die Gremien der Sender zu sehr

kontrollieren und die Beiträge daher zu „staatstreu“ sind. Kritisches Hinterfragen ist allerdings auch ein Problem bei der Presse, genauso wie deren Verflechtungen mit politischen und Lobby-Vereinen. Da ist dann vielleicht überall ein bisschen mehr journalistische Unabhängigkeit gefragt, für die man allerdings auch zu zahlen bereit sein muss – sei es am Kiosk für die Zeitung oder als Form der Rundfunkabgaben für die Öffentlich-Rechtlichen.

Und gerade öffentlich-rechtliche Sender sollten da eigentlich in einer guten Position sein: Das Geld kommt von alleine, und zwar symbolisch unabhängig vom Staat explizit nicht als Steuer. Man ist damit auch eben nicht wie private Medien abhängig von Zuschauerquoten und Werbeeinnahmen. Die Öffentlich-Rechtlichen haben den Auftrag, sich neben Unterhaltung auch explizit um unabhängige und ausgewogene Information und Bildung zu kümmern, und die Mittel, das zu tun, auch wenn es sich betriebswirtschaftlich für die privaten Sender gar nicht lohnt. Und genau das ist wichtig für eine angemessene journalistische Arbeit nicht nur in Nachrichtenmagazinen, sondern auch in Dokumentationen, Politikmagazinen und gerne auch Talkshows, Historienfilmen und anderen Formaten.

Dass das nicht zu jedermanns hundertprozentiger Zufriedenheit passiert, daran kann man ja noch arbeiten; dass da auch mal Fehler passieren, ist auch okay. Dennoch sollten wir uns als Gesellschaft nicht den Luxus leisten, auf öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu verzichten.

FEUILLETON

So comes snow after fire, and even dragons have their endings

Gedanken über die Hobbit-Trilogie

VON MARC ZERWAS

In den Jahren 2001 bis 2003 revolutionierte die Verfilmung von JOHN RONALD REULL TOLKIENS *Lord of the Rings*-Saga die Filmlandschaft. Von Kritikern gelobt und von Fans gefeiert wurden die Filme mit zahlreichen Preisen und Ehrungen überhäuft. Im selben Atemzug fanden sich für Hollywood typisch zahlreiche Nachahmer, welche sich an guter (*Narnia*) und weniger guter (*Eragon*) Fantasyliteratur versuchten. Doch keine dieser Filmprojekte konnte dem großen Vorbild auch nur im Ansatz das Wasser reichen. Hoffnung für die Fantasygemeinde gab es erst mit der Ankündigung der *Hobbit*-Verfilmung, welche nun das Genre wieder zu altem Glanz verhelfen sollte.

Doch nun ist auch der letzte Ausflug nach Mittelerde angelaufen und die Reaktionen sind doch sehr gemischt. Zwar finden sich einige enthusiastische Filmfreunde, doch der Grundtenor ist vielerorts eher verhalten, wenn nicht gar frustriert. Oftmals findet sich eine gewisse Gleichgültigkeit, welche zu *The Lord of the Rings* noch nicht da war. Doch woher kommt dieses Stimmungsbild? Liegt es an einer Übersättigung von Fantasy? Was machen die Filme falsch und was gelingt ihnen vielleicht sogar sehr gut? Finden wir es heraus!

Beginnen wir mit der häufigsten Anschuldigung aus den Reihen der Skeptiker: Wie kann man ein Buch von 300 Seiten auf drei Filme strecken? Das kann doch nur öde und langweilig werden! Ebenso wie dies Argument grundsätzlich richtig ist, so unangebracht ist es doch im Bezug auf den Hob-



Abb. 2.1: Hobbit Hole

bit. So widerspricht dem zum einen die Struktur des Buches, welches viele Orte besucht, diese aber nur sehr sparsam umschreibt und die Charaktere bis auf ganz wenige Ausnahmen an Oberflächlichkeit nicht zu überbieten sind. So kann man dem Film doch schwer vorwerfen, dass beispielsweise die Zwerge (mit Ausnahme von Thorin, der zuvor bereits komplexer war) sich nun durch mehr als ihre Kapuzenfarbe unterscheiden. Andere Charaktere erlangten auch erst durch Tolkiens spätere Werke an Bekanntheit und Tiefe, wie beispielsweise Thranduil, dessen Charakter sich nun auch an diesem Vorbild messen lassen muss. Dies geleitet uns auch zum nächsten Punkt, der die Länge des Filmes rechtfertigt: Tolkiens spätere Bücher. So versteht sich der Hobbit nicht als simple Verfilmung der Buchvorlage, sondern vielmehr als ein Gesamtwerk, welches die Ge-

schehnisse des Hobbits mit denen des Herrn der Ringe sinnvoll und nach Tolkiens Vorbild verknüpft. So sind etliche Elemente wie Dol Guldur und die damit verbundene Wiedererstarkung Saurons oder der weiße Ork Azog Teile der Anhänge des Herrn der Ringe und weiterer Literatur aus der Feder Tolkiens und wurden nun chronologisch etwas angepasst, damit diese Geschichte sich vollständig erzählen lässt. Ob einem die Charaktere nun gefallen oder ob die ursprünglich geplanten zwei Filme auch ausgereicht hätten, kann man diskutieren, aber das Argument, man habe dieses Buch ausschließlich unnötig gestreckt, ist in weiten Teilen Humbug.

Dennoch ist an einigen sehr wenigen Stellen dieses Argument natürlich doch griffig, schließlich ist das Pasing tatsächlich einer der größten Probleme des Films. So hält sich der Film hin und wieder an kleinen Ne-

bensächlichkeiten auf, wie beispielsweise die Schlacht der Steinriesen, welche im Buch nur in einem kurzen Nebensatz erwähnt wird. Gleichzeitig gelingt es dem Film aber auch nicht, eigentlich sehr ikonischen Stellen des Buches die nötige emotionale Tiefe zu geben (mit einigen Ausnahmen wie dem Rätsel in der Finsternis). So wirken einige Ereignisse etwas holprig aneinander gestückelt, wenn dies auch Kritik auf hohem Niveau ist, da dies eher die Ausnahme denn die Regel darstellt.

Der Grund hierfür hat sich nach meiner Meinung nach den Dreharbeiten eingeschlichen, als man beschlossen hat, die geplanten zwei Filme zu einer Trilogie auszuweiten. Die Story gibt dies auch her, wie die grandiose Extended Edition des zweiten Teiles zeigt, welche die etwas holprige Kinofassung massiv aufwertet. Man hat in der Kinofassung irgendwie gemerkt, dass die dramaturgische Struktur auf zwei Filme ausgelegt war. Und so hätte nach dem Beschluss, die Filme zu dreien zu erweitern, schlicht mehr Zeit benötigt, das Konzept den neuen Gegebenheiten anzupassen. Dies wurde nun im Kino auch in *The Battle of Five Armies* deutlich. Nahezu der gesamte Film besteht aus einer riesigen Schlacht, lässt aber das Drama dazwischen etwas zu kurz kommen. Dies war noch verschmerzbar, als die Schlacht die Klimax für den zweiten und finalen Film war, doch nun trägt sie fast den gesamten Film und muss daher mehr liefern. Auch hier sehe ich viel Potential für die Langfassung und rechne erneut mit einem qualitativen Quantensprung. Die angekündigten 30 Minuten sowie das Erweitern durch Szenen von Beorn und Co lassen die Hoffnung auf ein würdiges Finale am Leben erhalten, da die Lücken im Film doch sehr offensichtlich und vor allem einfach behebbar sind. Doch das unausgewogene Tempo der Kinofassung stört sehr und letzten Endes ist es eben diese Fassung, welche das Empfinden der Massen beeinflusst.

Das zweite Argument, welches bei der Diskussion über den Hobbit ständig fällt, ist das – nennen wir

es mal – „Kinderbuchargument“. So war die Zielgruppe für Tolkien im Wesentlichen sein achtjähriger Neffe und seinesgleichen, während die späteren Werke wie der *Herr der Ringe* ein wesentlich älteres Publikum ansprachen. Und dieses Argument ist durchaus vollkommen berechtigt, denn der Hobbit setzt sich gewissermaßen zwischen drei Stühle und versucht, alle Zielgruppen gleichermaßen zufriedenzustellen. So bedient man die Fans der *The Lord of the Rings*-Verfilmung, indem man möglichst imposante Actionsszenen produziert und versucht, ein großes Drama zu konstruieren. Ein größeres Drama als das Buch dem Leser suggeriert. Dann bedient man die Fans des Hobbitromans, besonders im ersten Film, welcher noch viele kindliche Elemente wie die zahlreichen Lieder in sich barg. Diese Fans haben jedoch eher Schwierigkeiten mit dem ernsteren Ton des zweiten und dritten Filmes. Und zu guter Letzt integriert man viele kleine Anspielungen speziell für Tolkienfans. Anspielungen, welche bei Fans der anderen Lager eher für Verwirrung oder gar Unverständnis führen können. Dass dieser Spagat zwangsläufig zum Scheitern verurteilt ist, ist doch offensichtlich. Der Film schafft es schlicht nicht, einen einheitlichen Ton, eine konsistente Stimmung zu kreieren. Dies hat gewiss auch mit dem Regiewechsel zu tun, sowie mit der hastigen Produktion im Allgemeinen. Denn da die Finanzierung durch die MGM-Pleite lange Zeit ungewiss war, verkürzte sich die Zeit für die Vorproduktion, in welcher solch elementare Entscheidungen ausdiskutiert werden können. Dazu verlies der ursprüngliche Regisseur GUILLERMO DEL TORO das Projekt aufgrund dieser Verzögerungen. Daraufhin begann die Vorproduktion erneut, da *Jackson* stilistisch eigene Wege gehen wollte. Schließlich kann er ja nicht einfach die Vision eines anderen Regisseurs schlicht kopieren. Diese Inkonsistenz zieht sich durch den gesamten Film, wird von vielen bemerkt oder unbewusst wahrgenommen und stört das Erlebnis des Filmes. Tatsächlich wäre ich sehr dar-

an interessiert gewesen, eine DEL TORO-Variante des Hobbits zu sehen, denn er hätte dem Film eher eine eigenständige Note verpasst, die ihn von seinem großen Bruder abheben würde. Auch wäre del Toro aufgrund seiner bisherigen Filmographie eine Verfilmung des Hobbits, welche der Vorlage gerecht würde, mehr als zuzutrauen.

Doch die erwähnte Inkonsistenz zieht sich auch durch sämtliche Actionsszenen. Diese wollen selbstverständlich Dramatik erzeugen und sind dementsprechend auch teilweise furios inszeniert. Doch verpufft ihre Wirkung vollends, wenn im gleichen Atemzug unsere Protagonisten hunderte Meter in die Tiefe stürzen ohne einen Kratzer zu erleiden und die Physik im dritten Film teils völlig aussetzt. Das Gefühl der direkten Bedrohung ist im Gegensatz zu *The Lord of the Rings* daher nicht vorhanden, wo die Bedrohung durch die Ringgeister für unsere Hobbits omnipräsent ist und die Szene im Gasthaus dies gelungen verkörpert, sowie das frühe temporäre und nichttemporäre Ableben von Gandalf und Boromir im ersten Film. Der Hobbit lässt dies vermissen. Erst am Ende des zweiten Films geht durch die Antagonisten mit der Verwundung Kilis und der Gefangennahme Gandalfs überhaupt erst eine spürbare Gefahr für unsere Helden aus. Und erst der dritte Film baut eine Bedrohung für die Zwerge auf, dass es sich lohnen würde, mit ihnen mit zu fiebern, doch da ist der Film schon fast vorbei.

Leider plagen den Film stilistisch auch weitere Probleme, welche in einen massiven Einsatz von CGI-Effekten und überambitioniertes Colorgrading mündet. Letzteres sorgt hin und wieder für einen märchenhaften Stil (gut), doch viel zu oft auch zu einem sehr künstlichen Look (eher schlecht), welcher für die Immersion, also das Eintauchen in diese Welt eher befremdlich wirkt. *The Lord of the Rings* war hier etwas subtiler. Auch war Jacksons erste Trilogie noch stets bemüht, so viel wie möglich mit praktischen Effekten und Sets zu realisieren. Doch nun weicht man

viel zu schnell und ohne Not auf computergenerierte Effekte aus. So war Isengard im Herrn der Ringe noch ein Modell in der Größe eines Rugbyfeldes und auch der Flug der Raben durch die Katakomben Isengards wurde ebenfalls mit mehreren Modellen realisiert, was eine zeitlose optische Qualität beinhaltete. Diese praktischen Effekte sahen damals klasse aus, sie sehen heute klasse aus und auch in zig Jahren werden sie jedem Zuschauer noch greifbar und glaubwürdig erscheinen. Anders beim Hobbit, denn hier wurde selbst ein Großteil der Orks aus Zeitgründen stellenweise in der Nachbearbeitung eingefügt und auch ein Großteil von den Hallen von Erebor stammt schlicht aus dem Computer. Dies sorgt nicht nur an vielen Stellen ebenfalls für einen sehr künstlichen Look, welcher zudem auch rasch altert. Denn der Mensch gewöhnt sich sehr schnell an zeitgenössische Effekte, besonders wenn ihr Einsatz so offensichtlich ist wie in diesem Falle. Man schaue sich mal CGI-lastige Filme, welche vor vielleicht 10 Jahren noch ganz gut aussahen, mit heutigen Augen an und man wird in vielen Fällen (es gibt Ausnahmen) einen überraschenden Alterungsprozess feststellen. Das ist aber nicht der einzige Nachteil. Auch haben die Schauspieler keine Umgebung, auf die sie reagieren und mit der sie interagieren könnten. Ihr Schauspiel wirkt gerade bei unerfahrenen Darstellern gelegentlich etwas hölzern, sobald sie sich weitgehend vor Bluescreens bewegen. Doch wenn größere praktische (gerne auch durch CGI in der Tiefe ergänzte) Sets zum Tragen kommen, wie die Laketown, wirkt sich die sogleich positiv auf die Atmosphäre, die darstellerische Leistung und damit in letzter Konsequenz auf die Qualität des Filmes aus.

Doch immerhin gibt es auch einige gute computergenerierte Wesen: So waren die Spinnen in Mirkwood für mich als Arachnophobiker eine schaurig positive Erfahrung, denn ihre Gestaltung war schlicht genial. Auch war Smaug eine optische Augenweide und mit der angemessenen Sorgfalt umgesetzt. Generell

ist das gesamte Design der Filme zu loben. Ganz gleich, ob man sich die Laketown, Beorns Anwesen oder Dhaal anschaut – die Gestaltung der Lokalitäten ist schlicht atemberaubend und strotzt nur so vor liebevollen Details. So finden sich in Beorns Hütte zahlreiche Gravuren, welche interessante Passagen aus dem Silmarillion erzählen. Man könnte auch in Rosgobel (Radagasts Hütte) an einer beliebigen Stelle pausieren und diese beispiellose Detailfülle bewundern. Zwar fallen viele dieser Kleinigkeiten nicht direkt auf, doch man spürt hier deutlich die Liebe zum Detail und den Drang zum Perfektionismus bei den beteiligten Künstler in einem Maße, wie man es nur bei sehr wenigen anderen Filmen findet.

Ebenfalls herausragend ist mal wieder der Soundtrack der Filme geworden, wenngleich er trotz ähnlicher Stilrichtung ganz anders gelagert ist, als noch der der *The Lord of the Rings*-Trilogie. So haben viele der Themen nicht den Ohrwurmcharakter wie die Leitmotive der ersten Mittelerde Saga. Dafür sind die neuen Themen teilweise enger verzahnt und ergeben eine sehr dichte Soundkulisse, die zwar weniger eingängig, dafür eine gewisse Tiefe und Komplexität bergen, welche man anfangs nicht erwartet hätte. Einzig schade ist, dass das Leitmotiv des ersten Filmes – *Misty Mountains* – später nie wieder aufgegriffen, obwohl es in den zwei folgenden Filmen durchaus angemessene Stellen dafür gäbe. So wirkt es seltsam exponiert in einem Film und steht etwas zu sehr für sich. Doch dies ist verglichen mit den zwei traumhaften Themen für die Elben aus Mirkwood, dem Thema der Seestadt oder dem mächtigen Smaugthemen gewiss zu vernachlässigen, denn der Soundtrack ist wahrlich eine massive Bereicherung für den Film wie für's CD-Regal.

All dies sorgt dafür, dass man sich erneut in Mittelerde äußerst heimisch fühlt. Trotz der oben angeführten stilistischen Schwächen wird man erneut in die Fantasywelt förmlich hineingezogen, wie es wenigen anderen Filmen in diesem Gen-

re gelingt. Dazu zeigt sich erneut, dass Peter Jackson ein erstaunlich gutes Händchen beim Casting der Charaktere hat. Besonders MARTIN FREEMAN bei seinem Schauspiel zu sehen ist eine wahre Freude. Er lebt den Charakter des Bilbo Beutlin regelrecht und ist eine würdige Nachfolge für SIR IAN HOLM. Seine steten Improvisationen vermögen es, den Zuschauer auch über so manche schwächere Passage des Filmes hinweg zu fesseln. Er schafft es dabei nicht nur, das Publikum zu unterhalten, sondern verkörpert erstaunlich gut die Motivation, die Bilbo antreibt, denn dies ist durchaus einer der Schwachpunkte der Handlung des Buches, wo die Motive wesentlich schwächer zu Wort kommen (sofern mich meine Erinnerung nicht trügt).

Interessant und gewiss nicht unumstritten ist der elbische Teil der Darstellerriege. Ohne Frage ist Tranduil eine Bereicherung und füllt seine Rolle erstaunlich gut aus, doch wurde die Integration von Legolas und Tauriel, welche gar eine Eigenkreation der Drehbuchautoren ist, mit großer Skepsis aufgenommen. Um die Elben etwas in der Handlung aufzuwerten, ergibt eine Ergänzung zu Tranduil sehr viel Sinn, da durch mehrere Charakteren mit unterschiedlichen Standpunkten die innere Zerrissenheit und der Konflikt in den Reihen der Elben sehr viel besser darzustellen ist. Tauriel erhielt zudem eine Lovestory mit einem der Zwerge – Kili. Doch auch wenn ihr Charakter neu und damit erst einmal fremd ist, fand ich diese Ergänzung eigentlich sehr erfrischend und positiv für den Film. Ebenso ist ihre Geschichte mit Kili für meine Begriffe mit der expliziten Ausnahme der ebenso witzigen wie unpassenden Heilungsszene im zweiten Teil eine Bereicherung (obgleich ich mir bewusst bin, dass einige mir hier heftig widersprechen werden). Zwar ist ihre Geschichte gewiss nicht optimal geschrieben und reizt das mögliche Potential bei Weitem nicht aus, so ist sie doch eine angenehme Auflockerung der Handlung und da sie keinen wichtigen Teil des übergeordneten Storygefüges trägt, ist sie auch leicht zu

ignorieren, sollte man sich doch daran stören. Bei Legolas hingegen bin ich etwas zwiegespalten. Zwar repräsentiert er eine weitere wichtige Facette der Elben in dem internen Konflikt und mich stört das Einbinden neuer (bzw. in diesem Fall alter) Charaktere grundsätzlich auch nicht, doch hat er im dritten Film erheblich zu viel Screenzeit. So findet sein finaler Kampf mit Bolg parallel mit dem Duell von Thorin und Azog statt, ohne dass Legolas' Konflikt diese emotionale Tiefe oder die handlungstechnische Relevanz hat, als dass dies angemessen wäre. Zumindest nicht in dieser Länge. Eine Nebenrolle wäre vollkommen ok, aber nicht auf einer Ebene mit einem der zentralen Konflikte des Filmes.

Dies führt uns sogleich zu Thorin und seiner Geschichte und damit zu einer weiteren Stärke des Filmes – zumindest über weite Strecken. So werden seine Beweggründe sehr gut beschrieben und die Performance von RICHARD ARMITAGE unterstützt diese verbitterte aber gleichermaßen ehrgeizige Charakterzeichnung sehr gut. Zudem spielt sein Verhältnis zu Bilbo eine sehr große Rolle. Anfangs skeptisch in Bezug auf den Nutzen von Mr. Beutlins Fähigkeiten kann dieser sich im Lauf der Reise als wertvoller Verbündeter und treuer Freund erweisen. Die Chemie zwischen beiden Charakteren ist hervorragend und trägt besonders zur Tiefe beider Figuren bei. Dabei ist die Entwicklung von Abneigung seitens Thorin

im ersten Film zur wichtigen Vertrauensperson im mittleren Teil bis hin zum großen Drama in der finalen Episode sehr schlüssig, nachvollziehbar und ansprechend umgesetzt. Thorins Wahn im letzten Film ist schließlich sehr gut greifbar und einer der großen Stärken des Filmes. Er erinnert an Denethor aus *The Lord of the Rings*, nur ist Thorin vielschichtig und gut gezeichnet gegenüber dem etwas oberflächlichen Truchsess von Gondor. Auch wenn sein Kampf gegen Ende etwas ausartet, so ist seine Geschichte sehr gelungen geschrieben und glaubwürdig von Armitage verkörpert.

Auch die Leistung der übrigen Zwerge ist weitgehend positiv. Besonders der weise Balin sticht hier mit seiner sehr charmanten und liebevollen Art hervor (irgendwie schade, dass es gerade sein Grab ist, welches man in den Minen von Moria in *Fellowship* entdeckt). Bei den übrigen Zwergen finden sich zudem eindeutig weitere Sympathieträger, während andere doch sehr blass im Hintergrund mittrotten, wie Bifur mit der zerbrochenen Axt im Schädel oder Gimlis Vater Gloin. Doch wäre es wahrscheinlich auch utopisch gewesen, allen 13 Zwergen gleichermaßen gerecht zu werden und so finden sich zumindest einige sehr gute Charaktermomente zwischen ihnen, die die gesamte Truppe einem ans Herz wachsen lässt.

Der restliche Cast, sei es aus Mitteleldeveteranen wie IAN MCKEL-

LEN oder CHRISTOPHER LEE oder auch neu hinzugestoßene wie die umstrittene aber mir sehr sympathische Interpretation Radagasts von *Sylvester McCoy* (ein ehemaliger *Dr. Who*) oder den wie immer überzeugenden STEPHEN FRY als Bürgermeister von Laketown machen ihre Sache sehr, sehr gut. Die darstellerischen Leistungen des gesamten Filmes können zufriedenstellen, wenn nicht gar begeistern. Außerdem ist der Film trotz der obigen Schwächen in Summe doch handwerklich sehr professionell und gelungen, gedreht und produziert.

Doch was bleibt nun vom *Hobbit*? Kann er mit *The Lord of the Rings* mithalten? Wohl eher nicht. Doch muss er dies auch nicht, denn seine Stärken liegen in anderen Territorien, welche er in wenigen Fällen sogar besser ausspielen kann als sein großer Bruder (siehe Denethor-Thorin-Vergleich). Man könnte noch auch auf zahlreiche herausragende Kleinigkeiten der Filme eingehen, doch würde ich mir die für detailliertere Kritiken der tolkienschen Verfilmungen aufheben. Zwar baut der dritte Film in der Struktur noch deutlich ab, doch würde ich bis zum Release der Langfassung noch optimistisch bleiben. Denn wenn diese gelingt, dann hat Jackson mit seinem Team eine würdevolle, etwas andere, mit vermeidbaren Schwächen gespickte, aber dennoch faszinierende und in höchstem Maße immersive Trilogie zu Tolkiens Werk geschaffen.

LEBEN

There and Back again

Ein Reisebericht, Teil 6: Weihnachten im Sommer und andere Absurditäten

VON CHARLOTTE MERTZ UND JANNIK BUHR



Abb. 3.1: (a) New Zealand Fur Seal (b) Hanmer Springs Falls (c) Kea, der einzige Bergpapageie der Welt



Es ist November. Eigentlich stimmt das zwar nicht, denn in Wahrheit ist längst schon Ende Dezember, doch ich hatte mir sagen lassen, die Verwendung des Präsens suggeriere Spannung (während der ein oder andere Konjunktiv dabei helfe, gebildet zu wirken). Im Zuge dessen ist diese Ausgabe, obwohl es inhaltlich um gleich zwei bereits vergangene Monate geht, in der Zeitform der Gegenwart gehalten. Aber zurück zum Thema. Ich blättere also in Charlottes akribisch geführten Tagebuch-Aufzeichnungen über unsere Reise (im Prinzip ist es unser gemeinsames Tagebuch, aber Charlotte ist in dieser Hinsicht einfach zuverlässiger), um mich für diesen Artikel wieder in den Monat November hineinzuversetzen.

Mitte November hängen wir im Abstand von einer Woche beide die Türklinken an den Nagel. Nach einer von besonders starkem Leistungsdruck geprägten Woche findet Charlotte kurzerhand einen wwoof-Platz (Gedächtnis-Stütze: World Wide Opportunities on Organic Farms) in der Nähe Wellingtons. Ich selbst entscheide mich dazu, es noch eine Woche zu versuchen

und begeben mich mit dem Team auf einen Roadtrip an die Ostküste nach Gisborne. In der Stadt mit Neuseelands höchster Arbeitslosenquote schaffe dann auch ich es nicht, das Wochenziel von mindestens 5 sales zu erreichen und stoße im Anschluss zu Charlotte, um in einer sehr netten Familie zu wohnen und gemeinsam mit einer schottischen Wwooferin Elderflower-Cordial (Holunderblüten-Sirup) herzustellen.

Der Sales-Job hatte sich im Großen und Ganzen zwar finanziell nicht wirklich gelohnt, die Menge an Erfahrungen, Herausforderungen und neuen Fähigkeiten kann jedoch auch als angemessener Lohn gesehen werden. Einige der weniger ernstgemeinten Weisheiten trage ich hier der Vollständigkeit halber noch einmal zusammen:

- (i) Türklingeln sind optional.
- (ii) Dass eine Türklingel funktioniert, ist auch optional.
- (iii) Jeder kleine Pincher bekommt ein „Vorsicht Hund“-Schild, aber die meisten Menschen mit großen, schwarzen, bissigen Hunden scheinen das gerne mal zu vergessen.
- (iv) Hunde beißen, dann bellen sie.
- (v) Wellington ist sehr hügelig.

- (vi) Gisborne hat die höchste Arbeitslosenquote in Neuseeland.
- (vii) Die meisten Neuseeländer sind nett.
- (viii) Nicht alle Neuseeländer sind nett.

Den restlichen November verbringen wir mit Wwoofen und entspannen unsere Füße nach dem wochenlangen Türklopfen. Als Highlights sind hier ohne Zweifel der neue Hundewelpen der Familie, das Verkaufen auf dem Wellington-Sonntagsmarkt und ein unglaublich ungewöhnlicher schottischer Akzent zu nennen.

Kurz nach dem ersten Advent (unser erster Advent im Sommer) machen wir uns wieder auf die Socken oder besser gesagt auf die Reifen. Bevor wir aber wieder richtig ins Auto einziehen, verbringen wir in Wellington noch eine Nacht auf der Couch eines ehemaligen Kollegen und nun Freundes (auch er hatte in Gisborne kein Glück gehabt) um dann am nächsten Morgen früh zum Fähr-Terminal der *Bluebridge* zu fahren. Die Südinsel wartet.

In Picton angekommen befolgen wir den Rat, dort nicht länger als nötig zu verweilen und genießen die Aussicht des *Queen Charlotte Drive*; einer kurvigen Küsten-

straße, die meiner Meinung nach von meiner charmanten Beifahrerin nur des Namens wegen ausgewählt worden war. Als diese dann auf halbem Wege einschläft, beschließe ich, sie mit einer kleinen Wanderung wachzurütteln. Das Unternehmen ist von Erfolg gekrönt, die Fähigkeit, im Gehen zu schlafen, hatte sie sich also noch nicht angeeignet. Das mag wenig überraschend klingen, doch als Traveller in einem Auto ohne Vorhänge können wir uns mittlerweile im gleißenden Licht einer Straßenlaterne neben einer Autobahn samt Bahngleisen zur Ruhe betten. Im Anschluss an unseren kleinen Spaziergang geht es weiter, nun durch den Distrikt *Marlborough*, von dem ich nicht weiß, ob er etwas mit der Zigaretten-Marke zu schaffen hat. In der Nähe von Blenheim leihen wir uns am nächsten Morgen Fahrräder aus, um die vielen umliegenden Weingüter zu besuchen (da einige kostenfreie Weinproben anbieten). Auf dem Weg treffen wir wie erwartet fast ausschließlich deutsche Urlauber, aber darüber können wir mittlerweile hinwegsehen, denn auch wenn es nervtötend ist, gewöhnt man sich früher oder später daran, von jedem zweiten hier wahlweise in schlechtem Englisch oder mit „Guten Morgen“ begrüßt zu werden. Die Weintour verläuft heiter und wir probieren manch' edlen Tropfen, bevor wir gegen Nachmittag die Fahrräder bei dem netten alten Rentier, der sich mit Fahrradverleih und Bed & Breakfast die Zeit vertreibt, wieder abgeben. Um sicher zu gehen, keine Alkoholreste mehr im Blut zu haben, lesen wir noch einige Stunden auf den Vordersitzen unseres Autos (sie einen Thriller von diesem *Fitzek*, ich keinen Thriller, sondern eine Einführung in objektorientierte Programmierung, auch wenn das für manch einen ebenfalls nach Thriller oder gar Horror-Literatur klingt). Erst als der Promille-Rechner aus dem Internet uns ebenfalls für längst nüchtern erklärt, drehe ich den Zündschlüssel im Schloss und weiter geht es Richtig Süden. Oder eher Richtung Süd-Osten, irgendwo da soll auf der Karte das Meer liegen.

Zunächst liegen dort aber erstmal eine Menge Weinfelder und die einzigen Straßen, die laut Karte zum Meer führen, sind sehr explizit Privatwege (sehr explizit: „This is a private drive! Not a road to the beach!“). Erst als wir eine kleine Bergkette im samtig weichen Licht der untergehenden Sonne überqueren, finden wir auf der anderen Seite einen kleinen Schotterweg, an dessen Ende das Geräusch der unerbittlichen Brandung an unsere Ohren dringt. Wir parken am Wegesrand, bereiten unser Bett (in neuer Bestzeit) und werden erst am nächsten Morgen vom Lärm der Maschine geweckt, die die Arbeiter auf dem Weinfeld-to-be neben uns nutzen, um schwere Holzpfähle in den Boden zu rammen. Unser Frühstück nehmen wir an einem monströsen, industriell genutzten Salzsee ein und folgen dem Highway gen *Kaikoura*.

Meinem lückenhaften Gedächtnis ist es zuzuschreiben, dass ich nicht sicher sagen kann, ob Charlotte auf diesem Weg ebenfalls eingeschlafen war, die freudig aufgeregten Geräusche, die ich von mir gebe, als eine Fell-Robben-Kolonie in Sicht kommt, hätten sie jedoch mit Sicherheit geweckt. Einige hundert Robben-Photos (pro Kamera) später kommen wir in *Kaikoura* an, begnügen uns aber damit, unsere Söldardusche am Wasserhahn des Informationszentrums aufzufüllen (Alle nicht-Vegetarier dürfen hier freilich länger verweilen und den lokalen Hummer verköstigen).

Unser nächstes Nachtlager schlagen wir auf halbem Wege über die Südalpen nach Greymouth auf und lassen den Tag am Lagerfeuer ausklingen. In *Hanmer Springs* unternehmen wir eine längere Wanderung zu einem Wasserfall und füllen unsere Wasservorräte auf. Als nächster Schlafplatz dient ein Picknickplatz am Waldrand, der praktischerweise auch einen kurzen Wanderweg mit Brücke über einen pittoresken Bach aufzuweisen hat, so ist uns die optimale Nutzung der Söldardusche möglich. Als wir nach Sonnenuntergang die Augen schließen wissen wir noch nicht, welch' Hölle auf Erden uns erwarten würde:

„Sandflies“ nennt man sie hier, andernorts häufig auch „Moskitos“. Einige davon hatten wir wohl über Nacht in unserem Auto gehabt. Um 54 (Charlotte) und 34 (ich) Mückenstiche reicher wechseln wir hektisch das rechte Hinterrad, das über Nacht alle Luft verloren hatte und brausen (natürlich nicht schneller als 80 km/h, Ersatzrad) nach Greymouth. Dort angekommen kaufen wir uns einen neuen Hinterreifen und Insektenschutzmittel. Zufälligerweise bemerken wir beim Blick auf das Datum, dass Nikolaus-Tag ist. Um die Absurdität der Situation zu unterstreichen, treffen wir inmitten des verregneten *Greymouth* (welches seinem Namen alle Ehre macht) auf eine sehr amerikanisch anmutende Santa-Parade, mitsamt als Rentiere verkleideter Ponys, Pferde und Hunde. Die knapp hundert Zuschauer am Straßenrand wünschen „Merry Christmas!“, schauen danach aber weiter dem Wetter angemessen trübselig drein.

Weiter geht die Reise zurück an die Ostküste über den *Arthur's Pass*, der uns neugierige Keas (die einzigen Bergpapageien der Welt), noch mehr Sandflies aber vor allem wunderschöne Wanderwege beschert. Einen Teil der selbigen muss ich jedoch auf eigene Faust bestreiten, da Charlotte aufgrund von zahlreichen Stichen an, um und unter den Füßen in ihrer Wanderfähigkeit stark eingeschränkt ist. Die folgenden Plätze, die wir als Nachtlager auserkoren hatten, wimmeln dermaßen von fiesem Stechviechern, dass wir kurzerhand weiterfahren und letzten Endes um einiges früher als erwartet in *Christchurch* ankommen. *Christchurch* selbst befindet sich seit dem Erdbeben vier Jahre zuvor noch immer in einer Art posttraumatischen Zustand und so sind wir angemessen überrascht, tatsächlich eine Steptanzgruppe öffentlich praktizieren zu sehen (Google Tipp: *Tap Step*). Neben einem Surfstrand, den ich auch sogleich einweihe, finden wir eine Bucht weiter unsere Schlafstätte (= Strandparkplatz) für die nächste Woche, die wir mit Surfen, Lesen und in Büchereien verbringen.

Schließlich geht am 17. Dezember, einen Tag früher als erwartet, unser Flug nach *Auckland*. An dieser Stelle muss der Leser darüber aufgeklärt werden, dass meine Eltern zu Besuch kommen und wir mit ihnen eine Rundreise im gemieteten Camper unternehmen. Da wir uns jedoch mit der Flugbuchung im Datum vertan hatten, bleiben uns gemütliche 30 Stunden, die wir noch am Flughafen Aucklands zu warten haben. Aber auch das gelingt uns ohne Proble-

me (wenngleich auch mit zu vielen Mahlzeiten bei Subway, der als Konkurrenz zu McDonald's und KFC einzigen vegetarischen Alternative), sodass es endlich zum großen Wiedersehen kommt. Gemeinsam bereisen wir noch einmal die Highlights unseres Roadtrips auf der Nordinsel, allerdings in weitaus kürzerer Zeit. Schnell das Northland hinaufgehuscht, große Kauribäume schauen, hinuntersausen, die Coromandel-Halbinsel abhaken (Cathedral Cove und Hot Water

Beach, diesmal mit Touristen), an Stränden Power-Entspannen, Höhlen mit Unterwasserbächlein und Glühwürmchen bestaunen, in Rotorua blubbernden Matsch bewundern und in heißen Bächen baden, am Lake Taupo vorbeifahren, in Wellington an Weihnachten ins Museum gehen und Kaffee trinken um am nächsten Tag die Fähre auf die Südinsel zu nehmen. Was für eine Liste! Und das war sicher längst nicht alles. Aber davon mehr in der nächsten Ausgabe.

Ins neue Jahr

Zwei Texte über Gute Vorsätze



Foto: christmastockimages.com (CC-BY-3.0)

VON LUKAS HEIMANN

Neues Jahr, neues Glück – ein Motto, dem breite Teile der Bevölkerung mit „Guten Vorsätzen“ zu folgen scheinen. Sei es, dass sich Menschen vornehmen, mit dem Rauchen aufzuhören, mehr zu reisen oder einfach nur romantischer zu sein.

Ich tue mich mit guten Vorsätzen immer etwas schwer. Wenn mir

auffällt, dass ich etwas an meinem Leben ändern sollte, warum fange ich dann nicht direkt damit an, sondern warte auf das neue Jahr? Und gehe damit das nicht ganz kleine Risiko ein, es bis dahin wieder vergessen zu haben?

Außerdem sind gute Vorsätze überhaupt nicht das, was man sich unter einem „smarten“ Ziel vor-

stellt: Oft ist der Vorsatz sehr schwammig formuliert, der Zeitraum der Umsetzung ist mit einem Jahr denkbar lang (im Zweifel steht der Vorsatz nächstes Jahr wieder auf der Liste), und messbar sind Vorsätze oft erst recht nicht – oder kennen Sie, werter Leser, die ganz exakte Menge Wörter, bei der ich das Ziel „mehr lesen“ erreicht ha-

be? Ob ich zufrieden mit meinem quantitativen Literaturkonsum bin, hängt letztendlich nämlich nur von meiner aktuellen Stimmung ab.

Eigentlich ist es oft genug schlichtweg so, dass Menschen am Jahresende auf sich selbst blicken und feststellen, was sie in den letzten zwölf Monaten falsch gemacht haben. Man schreibt in einem feierlichen Akt auf, was man tun muss, um ein „besserer Mensch“ zu werden, oder welcher Mensch man gerne wäre – und denkt sich dann „Hey, Selbsterkenntnis ist der halbe Weg zur Besserung; ich kann also vor der Umsetzung erstmal Pause machen“. Und wenn man am Ende des nächsten Jahres wieder zurückblickt stellt man fest, dass man

diese Pause nie wirklich beendet hat. Aber an dem Punkt kann man die verpasste Besserung ja wieder zum Vorsatz machen.

Gute Vorsätze sind also objektiv betrachtet ganz großer Unsinn. Oder?

Vielleicht ist der Kern meines Problems mit Vorsätzen ein ganz anderer. Vielleicht will ich einfach nicht zugeben, in welchen Punkten meines Lebens ich unzufrieden bin – und das sogar vor mir selbst nicht. Um das zu ändern, schreibe ich hier ein paar gute Vorsätze für mich fürs nächste Jahr auf. Vielleicht sollte ich sie als motivierende Sprüche auf Poster drucken und mir übers Bett oder an den Kleiderschrank pinnen, damit sie nicht bis zum nächsten

Silvester in Vergessenheit geraten. Was soll 2015 bringen?

Ich will reisen. Ins Ausland, irgendwohin, wo ich noch nicht war. Nur um zu gucken, wie es da so aussieht.

Ich will wieder Kontakt mit Menschen aufnehmen, die ich völlig zu Unrecht und aus (gedachtem) terminlichen Druck erst vernachlässigt und dann vergessen habe. Dank Facebook ist das auch ganz leicht möglich.

Ich will wieder ein Gedicht schreiben. Oder einen fiktiven Text. Oder beides! Ich habe mir da lange genug Pause gelassen.

Alles andere überlege ich mir auf dem Weg.

VON JANA WILLEMSSEN (Gastbeitrag)

Im Endeffekt ist das, was man sich vornimmt auch nur das, was man im letzten Jahr nicht geschafft hat.

Wir gehen die Monate durch, von Januar bis Dezember, semesterweise, halbjahrsweise, in Menschen, die wir lieben, in Akademiezeiten, in Begeisterungen für Dinge, von Zeiten, in denen wir blauen Himmel sehen konnten über kalten Sommerregen bis zum braungoldenen Laub des Herbst und dem tatsächlich existenten Schnee, und am Ende stehen wir – hier. Mal wieder.

Nichts geschafft, zu wenig gelacht und generell viel zu wenig Produktives gemacht? Halb in der Schwebel, nicht ganz richtig im Leben – mit einem Fuß im Wasser, mit dem anderen an Land. Mit deiner Hand in meiner – oder keiner darin. Zeit ist nicht immer ganz fair. Mal geht sie zu schnell um, mal viel zu langsam. Aber eins ist sicher: Sie vergeht, irgendwie.

Und trotz alldem haben wir's alle überlebt. Mit gebrochenen Beinen und wieder zusammengeflackten Herzen. Mit einem verdammt dickem Grinsen im Gesicht, aber trotzdem irgendwie einer Träne im rechten Augenwinkel.

Wenn wir am Ende des Jahres das Spiegelbild, das uns zeigt, was wir uns am meisten wünschen, damit vergleichen, was wir sind ...sind wir vielleicht schon ein bisschen mehr so

geworden und trotzdem nicht ganz. Und irgendwie ändert sich das Bild von dem, was wir sein wollen, ja auch jedes Jahr ein kleines Bisschen. Im Prinzip werden wir am Ende eines Jahres also vermutlich nie ganz damit zufrieden sein, was wir geworden sind. Vermutlich sollte man lernen, sich nicht nur damit zufrieden zu geben, was man ist, sondern stolz auf sich selbst zu sein.

Ich will im nächsten Jahr reisen. Weit weg. Ein Fremder in der Fremde sein, ein Ausländer im Ausland. Ein bisschen bekloppt sein, weil mich da ja eh keiner kennt.

Ich möchte mich mehr um die Menschen kümmern, die mir wichtig sind. Ich will niemanden vergessen, sondern an jeden denken, der auch an mich denkt. Find ich irgendwie fair. Ich würde mir gerne mehr Zeit nehmen, um Dinge zu tun, für die ich so wenig Zeit finde. Zeichnen und schlecht Klavier spielen und komisch-melancholisch-dezendent-depressive Texte schreiben. Es ist ein kleines bisschen komisch, dass ich so viel Zeit habe und trotzdem nichts gebacken bekomme. Manche Menschen arbeiten vielleicht einfach unter Druck besser.

Das Schwierige, wenn man versucht, einen Text zu schreiben, weil Silvester ist, ist, dass man nichts verallgemeinern kann. Für manche von euch war dieses Jahr das Beste sein langem. Wieso weiß ich

nicht. Vielleicht habt ihr endlich erkannt, was ihr wirklich wollt, vielleicht habt ihr euch mal ausnahmsweise glücklich verliebt, vielleicht das perfekte Rezept für Tomatensauce gefunden. Das würde ich dann gerne haben, meine E-Mail-Adresse kann ich Euch gerne geben. Andere wird dieses Jahr total heruntergezogen haben. Frustration und Zweifel und irgendwie dieses ganz schlechte Gefühl in der Magengegend, ohne genau zu wissen, wieso. Für den Großteil wird das letzte Jahr eine Mischung gewesen sein. Hoch und Tiefs, die sich zwar theoretisch ausgleichen müssten, es aber nicht tun. Denn so wie positive Erinnerungen negative nicht besser machen, machen auch negative Erinnerungen positive nicht gleich schlechter. Sie sind halt beide da.

Ich weiß nicht ganz genau, was ich mit diesem Text sagen möchte. Vielleicht einfach noch mal Danke. Dieses Jahr war für mich ein verdammt schönes. Es war sehr chaotisch, sehr lustig, und, zumindest für mich, viel zu schnell vorbei. Ich hab Chancen verbockt, andere genutzt. Alte Freude behalten und neue gefunden. Ein bisschen so, wie jedes Jahr und doch schon irgendwie anders. Und darüber bin ich sehr glücklich. Im Endeffekt ist es doch schon genug, sich vorzunehmen, dass es so bleibt, oder? Und vielleicht ein bisschen weniger Schokolade zu essen.

KREATIV

Leittöne

Eine kurze vierstimmige Komposition

VON FLORIAN KRANHOLD

Leittöne sind etwas Tolles: Sie sind die ersten, die im Dominantbereich skalenfremd werden. Außerdem plausibilisieren sie unerwartete Modulationen. Ein sehr schöner Effekt entsteht hierbei, wenn man einen konsonant eingeführten Ton liegen lässt und plötzlich einen unerwarteten Leitton darunter setzt derart, dass der vorherige Ton gerade noch im angedeuteten Dominantsept enthalten ist. Außerdem eignen sich alterierte Leittöne hervorragend für chromatische Bassläufe, die eine ganz eigene Gefälligkeit und Logik mit sich bringen.

So etwas ähnliches habe ich Mitte diesen Monats versucht. Das Resultat ist ein vierstimmiges Chorstück, was einerseits die oben beschriebenen Ideen zu einem harmonisch recht komplexen und umständlichen Konglomerat zusammenfügt und andererseits ein bisschen versucht – natürlich völlig ohne in Mozarts *Confutatis* aus dem Requiem (KV 626) abzuschauen – einen Ansatz von vierstimmiger Vokalpolyphonie zu realisieren.

Das Stück ist hierbei sowohl textlich (unterlegt mit *A solis ortus cardine*, einem Abecedarius von CAELIUS SEDULIUS bestehend aus 23 vierzeiligen Strophen) als auch musikalisch in vier Abschnitte von durchschnittlich 6 Takten unterteilt, wobei die erste und die dritte auf der jeweiligen Durdominante, die zweite in reinem Dur und die letzte mit picardischer Terz in D-Dur enden.

Die ersten Takte sind hier abgedruckt; eine vollständige Version gibt es auf fkranhold.de.

A so - lis or - tus car - di - ne a - dus a -
 A so - lis car - di - ne a -
 A so - lis or - tus car - di - ne a -
 A so - lis car - di - ne a -

- dus - que ter - rae li - mi - tem li -
 dus - que ter - rae a - dus - que ter - rae li -
 dus - que ter - rae ter - rae li -
 dus - que ter - rae a - dus - que ter - rae

mi - tem. Chris - tum
 mi - tem. Chris - tum
 mi - tem. Chris - tum ca - namus prin -
 li - mi - tem. Chris - tum ca - namus prin - ci - pem Chris - tum ca - na -

Chris - tum Chris - tum ca - na - mus ca - na - mus prin - ci - pem.
 ca - namus prin - ci - pem Ca - namus prin - ci - pem
 ci - pem Chris - tum ca - na - mus prin - ci - pem
 mus prin - ci - pem Chris - tum ca - namus prin - ci - pem

Abb. 4.1: Die ersten Takte des *A solis ortus cardine*

Winter

VON CHARLOTTE MERTZ

The forest, moist and green,
 Is mostly calm and wicked,
 But in its feverish dream,
 The world outside omitted.
 Down Under is,
 Where Me and You
 Are turning upside down.
 Believe me, I'm not joking now,
 The seasons do it too.

No darkest night,
 No white delight,
 No fireplaces' heat.
 No freezing cold,
 No heart consoled,
 But hatred for the skeets.
 Imagine Christmas in July,
 With sea and sun and cloudless sky,
 And try to keep its spirit warm
 I bet you'll feel, as me, forlorn.

Daso, Desdaso und Wesdaso

Wie man Lücken in der deutschen Sprache schließt

VON FLORIAN KRANHOLD

Man sollte meinen, dass unsere Sprache, die ja nur allzu oft als die der Dichter und Denker bezeichnet wird, eben diejenige Diktion, die nach temporärer Ansicht der CSU nun wirklich jeder hier Wohnende möglichst immer und überall zu sprechen hat, einigermaßen systematisch geschlossen ist. Ist sie aber nicht. Auf eine Pathologie der deutschen Sprache haben wir – neben mir noch eine Teilnehmer der diesjährigen CdE-Winterakademie 2014/15, namentlich Farina Höpfner, Lukas Heimann, Philip Schwartz, Michael Thies und Marc Zerwas – versucht, eine Antwort zu finden.

Es geht um die Systematik der „kleinen Worte“, d. i. eine Entsprechung der Pronominaladverbien, Konjunktionen und Präpositionen. Ich verdeutliche dies an einem Beispiel: Betrachte den modus ponens, also den Sachverhalt $A \rightarrow B$, $A \vdash B$. Wir können das sprachlich auf drei Weisen nachbilden: „*B* gilt, weil *A* gilt.“, „*B* gilt wegen *A*“.

„*A* gilt. Deswegen gilt *B*.“. Nach *A* fragen wir durch „Weswegen gilt *B*?“

Ein weiteres Beispiel: Seien *A* und *B* Ereignisse die zu Zeitpunkten $t_A < t_B$ stattfinden. Dann können wir sagen „*B* ist, nachdem *A* ist.“, „*B* ist nach *A*.“ oder „*A* ist. Danach ist *B*.“ Nach *A* fragen wir durch „Wonach gilt *B*?“.

Im ersten Fall verwenden wir die Worte „weil“, „wegen“ und „deswegen“ sowie „weswegen“, im zweiten Fall „nachdem“, „nach“, „danach“ und „wonach“. Was ist hierbei der Unterschied? In der jeweils ersten Formulierung wird *A* als Nebensatz ausformuliert und durch die **Konjunktion** „weil“ bzw. „nachdem“ an *B* gebunden, etwa „Die Straße ist nass, weil es regnet.“ oder „Ich gehe, nachdem die Vorlesung zu Ende ist.“.

In der jeweils zweiten Formulierung wird *A* als präpositionales Objekt ausformuliert und durch die **Präposition** „wegen“ bzw. „nach“ – je nach dem, welchen Kasus die

Präposition fordert – an *B* gebunden, etwa „Die Straße ist nass wegen des Regens“ oder „Ich gehe nach dem Ende der Vorlesung.“. In der jeweils dritten Formulierung wird *B* als eigenständiger Hauptsatz ausformuliert und nur durch das **demonstrative Pronominaladverb** „deswegen“ bzw. „danach“ an den vorherigen Satz *A* gebunden, etwa „Es regnet. Deswegen ist die Straße nass.“ oder „Die Vorlesung ist zu Ende. Danach gehe ich.“. Die jeweilige Frage nach *A* wird gebildet, indem das demonstrative Pronominaladverb durch ein **interrogatives** ersetzt wird, etwa „Weswegen ist die Straße nass?“ oder „Wonach gehst Du?“.

Man könnte nun versuchen, für alle Arten von inhaltlichen Relationen, nämlich modaler, kausaler, lokaler, temporaler, konditionaler, finaler konzessiver und konsekutiver Natur, solche Entsprechungen zu finden. Die könnte dann in etwa so aussehen:

	Pronominaladverb		Konjunktion	Präposition (Kasus)
	demonstrativ	interrogativ		
modal	so	wie?	indem	durch (A); mit (D)
kausal	deswegen	weswegen?	weil; da	wegen (G)
lokal	dorthier; hierher	woher?	wo	von ... her (D); aus ... heraus (D)
	dort; hier	wo?		von; hinter; auf (D)
	dorthin; hierhin	wohin?		von; hinter; auf (A); zu (D)
temporal	davor	wovor?	bevor	vor (D)
	dann; währenddessen	wann?	als; während	während (G)
	danach	wonach?	nachdem	nach (D)
konzessiv	trotzdessen	<i>trotzdessen?</i>	obwohl	trotz (G)
konditional	dann	wann?	wenn	<i>bedingt durch (A)</i>
final	dafür; dazu	wofür? wozu?	damit; dass	für (A); zu (D)
konsekutiv			sodass; wodurch	

Der motivierte Leser bastle eine solche Tabelle in der indoeuropäischen Sprache seines Vertrauens; wenigstens im Englischen, Lateinischen und Altgriechischen geht das ganz gut und man erkennt da auch ganz nette Entsprechungen.

Man bemerke, dass es für lokale und temporale Konstruktionen jeweils drei Varianten gibt, nämlich Herkunft, Ort und Richtung sowie Vorzeitigkeit, Gleichzeitig und Nachzeitigkeit. Ferner gibt es noch ein paar weitere lokale Präpositionen wie „an“, „bei“, „in“ usf., was schlichtweg daran liegt, dass man auf ziemlich unterschiedliche Weisen irgendwo sein kann. Ich möchte ferner auf mein „trotzdessen“ hinweisen, was etwas sonderbar klingt, jedoch systematischer als das übliche „trotzdem“ ist, da die Präposition ja nun auch mit Genitiv steht. Ein bisschen verwunderlich ist, dass die Konjunktion „nachdem“ genauso aus der Präposition „nach“ gebildet wird wie das demonstrative Pronominaladverb „währenddessen“ aus der Präposition „während“, jedoch bei „wegen“ das demonstrative Pronominaladverb nicht analog zu „wegendessen“, sondern zu „deswegen“ geformt wird.

Aber zu unseren eigentlichen Problemen. Zwei Felder klingen etwas gestelzt, nämlich eine konzessive Frage oder eine konditionale Prä-

position. Den ersten Fall kann man hier noch plausibilieren, die Frage „Wessen zum trotz regnet es?“ ist inhaltlich ziemlich blöd. Was erwartet man als Antwort? So ziemlich alles, was der Tatsache, dass es regnet, inhaltlich entgegen steht, etwa dass gestern etwas anderes vorhergesagt wurde oder dass wir heute spazieren gehen wollten oder dass es schon seit fünf Tagen regnet. Die Frage ist also inhaltlich unpraktisch und wird nicht gestellt. Der zweite Fall, also unsere Konstruktion im Konditional ist aus anderem Grund problematisch, da wir $A \rightarrow B$ schlecht so ausdrücken können, dass B oder A allein steht, denn darüber können wir, im Gegensatz zum Kausal nichts aussagen. Schon die mögliche Konstruktion „Der Mond besteht aus grünem Käse. Dann ist die Zahl 7 betrunken.“ ist aufgrund seiner kausalen Interpretation etwas problematischer als der Satz „Wenn der Mond aus grünem Käse besteht, ist die Zahl 7 betrunken.“, was wegen $A \rightarrow B \Leftrightarrow \neg A \vee B$ (ex falso) ein korrekter Satz ist. Auch ist eine präpositionale Konstruktion der Form „Die Straße ist nass bedingt durch den Regen.“ eher der Gefahr ausgesetzt, kausal aufgefasst zu werden, da der Satz scheinbar impliziert, dass die Straße tatsächlich nass ist und nicht, wie bei der üblichen Konstruktion „Wenn es regnet, dann ist die Straße nass.“ nur

das Konditional expliziert.

Was jedoch verwundert ist die spartanische Ausstattung unserer Sprache für konsekutive Konstruktionen, sind sie doch dafür gemacht, die Funktionalität des Kausals umzukehren. Betrachten wir wieder unseren modus ponens $A \rightarrow B, A \vdash B$, so können wir sagen „ B gilt, weil A gilt.“ (kausal) oder aber „ A gilt, sodass B gilt.“ (konsekutiv). Das Wörtchen „denn“ kann ein Pronominaladverb nicht wirklich ersetzen, ist es doch nur eine Hauptsatzkonjunktion, d. h. „ A gilt. Deswegen B .“ kann nur zu „ B gilt, denn A .“ werden. Weshalb aber können wir die übrigen rein logisch analogen Konstruktionen nicht im Konsekutiven formulieren, d. i. wie so gibt es keine Äquivalente zu „weswegen?“ und „wegen?“. Man könnte das Interrogativum umständlich durch „mit welcher Folge?“ bilden, aber bei der präpositionalen Konstruktion basteln wir vergeblich, zumindest fiel uns nichts Passendes ein.

So haben wir am ersten Tage des neuen Jahres mit der Kreativität der Übermüdung das „daso“ erschaffen. Es sollte natürlich wie auch das „wegen“ mit Genitiv stehen. Und analog zum „wegen“ können die Pronominaladverbien „desdaso“ und „wesdaso?“ gebildet werden, wobei die Funktion von „desdaso“ nun die demonstrative Eigen-

schaft eines Pronominaladverbs hat, die dem „denn“ noch fehlte.

Der Satz „Die Straße ist nass wegen des anhaltenden Regens“ kann nun also umgekehrt geschrieben werden als „Der Regen hält daso der Nässe der Straße weiter an.“. Weiter kann ich fragen „Wesdaso regnet es anhaltend?“. Die korrekte Antwort wäre nun also, zeigend auf die nasse Straße „Desdaso regnet es anhaltend!“, meinend „Hier ist eine gesuchte Folge des anhaltenden Re-

gens.“

Wir können weitere Konstruktionen mit „daso“ analog zu denen mit „wegen“ bauen, etwa „Daso der Tatsache, dass ich mir heute neue Schuhe gekauft habe, sind meine alten gestern kaputtgegangen.“. Die umständliche und vielleicht inhaltlich gar nicht so unübliche Frage „Was hat das, was wir getan haben, für eine Bedeutung bzw. Folge?“ kann grammatisch genauso korrekt abgekürzt werden zu „Wes-

daso haben wir das getan?“ – bringen Sie den mal nach Ihrem nächsten Date...oder besser nicht.

In einer der folgenden Ausgaben des NEOLOGISMUS werden Sie dann vermutlich in den Genuss einer Vergangenheit II oder eines Futur III kommen, sofern wir uns über dessen korrekte Formation einig werden. In diesem Sinne: Viel Spaß damit, Menschen zu verwirren.